

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Flüchtiger Blick in eine Amtsstube
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flüchtiger Blick in eine Amtsstube

Von * * *

Illustriert von B. Merz



Abraham Stöckli, Kanzlist, lebte mit seiner fünf Jahre jüngern Schwester in einem jener Häuschen der Vorstadt, die zu den ältesten zählten. Schon sein Grossvater, Samuel Stöckli, Säckelmeister, und sein Vater Alois, städtischer Turmuhrmacher, verbrachten ihr ganzes Leben bis ins hohe Alter in den gleichen friedlichen Räumen.

Auf seinen Gängen zu den verschiedenen Kirchtürmen, oder wenn er im Rathaus allwöchentlich hoch hinauf zum Türmchen stieg, um die dortige Uhr aufzuziehen, kam Alois oft mit Pfarrherren und Staatsbeamten ins Gespräch, und so kam es, dass seinem Sohn Abraham ein bescheidenes Pöstchen als Schreiber zugewiesen wurde.

In den ersten Jahren wurde er da und dorthin geschoben, sass dann für einige Jahre in einem alten Amtsgebäude fest, bis Bauperioden eintraten, durch die Abraham zwei-, dreimal in ungemütli-

che, kahle, provisorische Räume versetzt wurde, um zu guter letzt als Kanzlist in einem unserer Volksseele entsprechenden Prachtsbau zu landen. Abraham blieb immer Kanzlist, seine Vorsteher wechselten, einige starben. Sein friedlicher und duldsamer Charakter trug viel dazu bei, dass er sich nie mit seinen Kollegen oder Vorgesetzten überwarf, und an Pünktlichkeit gewohnt – er war ja der Sohn eines Turmuhrmachers – waltete in seiner Umgebung Ordnung und Ruhe.

Wenn Sonntags die Glocken zu läuten begannen, stieg er hinauf zur Frühpredigt in die Lukaskapelle oder machte gemessenen Schrittes einen Spaziergang ums Tor.

Und mit gleichen gemessenen Schritten trat er alltäglich durch das alte schmiedeiserne Gittertor in den Hof des Staatsgebäudes. Den schönen Delphinbrunnen mit den drolligen Putten liess

er gelten; er schritt direkt dem Eingang zu, ohne den Hauswart eines Blickes zu würdigen.

Der Hauswart, ein beleibter, aber dennoch ein biegsamer und schmiegsamer Mann, unterwürfig süß lächelnd vor jeder höhergestellten Person und reserviert, unzugänglich und unfehlbar für bescheidenes Volk und schüchterne Fragesteller, wurde erst vor einigen Jahren auf den Flügeln des «Proporz» in diesen amtlichen Horst abgesetzt.

Er spähte aus seinem Gelass, das sich direkt neben dem Eingang befand, auf alles, was sich in der Nähe der amtlichen Pforte abspielte, und pünktlich um acht und um zwei Uhr stellte er sich mit seiner ganzen Mächtigkeit, blau uniformiert mit Silberknöpfen, wie ein Feldherr unter die Tür, um Revue abzuhalten, und mit einem kleinen Mienenspiel verstand er es vortrefflich, alle zu spät Eintretenden zu mustern resp. sie wohlwollend oder untertänigst zu grüssen, und mit bewusster Vorsicht behandelte er alle, die nicht mit seiner politischen Farbe harmonierten.

Abraham schritt weiter bis zur Treppe, dann setzte er den rechten Fuss auf den ersten Tritt, und sich mit der linken Hand am Geländer haltend, verweilte er einige Augenblicke.

Das Treiben und der Lärm auf der Strasse wirkte ermüdend auf ihn, hier im Halbdunkel des Treppenhauses fühlte er eine angenehme Ruhe, er fühlte sich geborgen, zugehörig einem Staate, der ihn liebevoll unter seine Fittiche aufgenommen hat. Langsam, Tritt für Tritt, auf jedem vierten etwas tiefer Atem holend, stieg er empor und erreichte endlich wohlerhalten sein trautes Heim.

Es war zwar ein mächtiger Saal, aber für Beamtete äusserst günstig eingerichtet, verschiedene Abteilungen mit schützenden Wänden waren angeordnet, die grösste für den Herrn Vorsteher Désiré Viktor Moser, eine weitere für den Kanzleisekretär Niggi Huber, in der linken Ecke, wie eine Art Empfangszimmer, ein Abteil für das Fräulein, «Luggi» ge-

nannt, und an schönster Stelle, Südseite gegen den Stadtgarten hin, wie ein kleines Stübchen mit Erker für den Herrn Senior Abraham Stöckli, Kanzlist.

Die vier bildeten eine kleine Einheit und lebten seit Jahren in Frieden, trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere.

Gemächlich ging Abraham zum Garderobenkästchen, öffnete es, brachte Hut, Stock und Überzieher an ihren gewohnten Platz, und legte dann aufs zweitoberste Schäftchen neben der Flasche Dennler-Bitter eine dünne Schnitte Schwarzbrot. Gegen zehn Uhr fühlte er manchmal eine «Blöde», dann griff er gern nach einer kleinen Stärkung, nach seinem «Seelenwärmer», wie er den Bitter nannte. Er bückte sich – ein arges Zucken, wie Hexenschuss, durchfuhr seine Lenden – griff nach dem Stiefelzieher und warmen Hausschuhen, setzte sich und zog unter Anstrengung, begleitet mit schwachen Seufzern, seine groben Stiefel aus. Nach einiger Zeit erhob er sich, wechselte seinen schwarzen Ausgangsrock gegen einen alten Kittel, zog graue Ärmelschoner über die Vorderarme und wartete, vom Erker aus auf den Stadtgarten hinunterschauend, in Gedanken versunken, auf die andern.

Papa Stöckli, seit achtundvierzig Jahren Kanzlist, schon längst pensionsberechtigt, zog vor, so lang es seine Gesundheit erlauben würde, dem Staate treu zu bleiben, um so mehr, da ihm nur noch zwei Jahre fehlten, um sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern zu können. Vorletztes Jahr feierte er sein fünfzigjähriges Jubiläum im Sängerbund. In seiner Jugend sang er ersten Tenor, gegen die Vierzig den zweiten, und in den spätern Jahren verfügte er über eine Stimme, die dem Direktor manchen Kummer bereitete. Zweimal lag Papa Stöckli schwer krank darnieder, dennoch erhob er sich am Probeabend, sass in eine Droschke, liess sich hinführen, schrieb sich im Kontrollbuch ein, fuhr fiebernd wieder nach Hause und musste später seine Heldentat mächtig büssen. Aber er hielt durch! Und mit einer ge-

wissen Genugtuung betrachtete er an seinem Finger den Ehrenring und trug mit Freuden die goldene Uhr, die ihm seinerzeit als Ehrengabe überreicht wurde.

Noch zwei Jahre, dann würde sein Bild in der «Illustrierten» erscheinen und darunter die Worte stehen «Abraham Stöckli, fünfzig Jahre lang treuer Diener des Staates». Und Glückwünsche würden ein treffen, und der hohe Regierungsrat würde einen Abgeordneten entsenden, um ihm eigenhändig eine Verdienstmedaille in seine Hand zu legen, und die vom «Reveille-Chor» würden ihm ein Ständchen bringen, und wie er schon unzählige Male an Ständchen mit Wonne den gespendeten Wein kostete, käme dann die Reihe an ihn, einen Ehrentrunk zu spenden, und seine vielen Kollegen würden ihn mit guten Worten und mit allerlei Zutaten überhäufen.

Luggi tritt ein, auch sie geht zum Garderobekästchen, legt Hut und Täschchen an ihren Platz, kämmt ihren blonden Bubikopf zurecht, reibt Stirn und Nasengegend mit einem Puderläppchen ein und schreitet dann erfrischt zum Erker, um Papa Stöckli zu begrüßen. Zusammen betrachten sie das Leben im Stadtgarten, machen kleine Bemerkungen über diese und jene Personen, wie sie bescheiden oder hochmütig, langsam oder eilig zu ihrer Arbeit gehen.

Papa Stöckli erzählte dann mit Vorliebe von all den schönen Stunden, die er im Verein erlebt hatte, von Sängerfahrten in alle Lande oder von kleinen gemütlichen Bezirkssängerfestchen, vom Empfang am Bahnhof, Marsch mit Musik zur Festhütte, Festreden und von all dem Ehrenwein, der jeden Augenblick von Ehrenjungfern kredenzt wurde.

Und wenn er im Erzählen so recht drinn war, öffnete sich sein altes, verschrumpftes Herz, und kleine Liebesabenteuer und unschuldige Annäherungsversuche, die er damals als junger flotter Tenor bei sangeslustigen Holden gewagt hatte, klangen wie Märchen aus

seinem zahnlosen Mund, und seine junge Zuhörerin musste oft herzlich lachen über Episoden, die er seit vielen Jahren wie ein köstliches Kleinod in sich trug und von Zeit zu Zeit wieder zum Besten gab.

Die Tür geht auf, der Chef erscheint, er grüsst kurz und schreitet selbstbewusst nach seinem Revier, um sich sofort in seine Akten zu vertiefen.

Ihm folgt Niggi Huber, der Registrator. Seine erste Arbeit hat er draussen auf dem Korridor bereits erledigt. Beim Wandbrunnen blieb er stehen und bürstete aufs peinlichste seinen Hut und Hosenrand mit einem Hasenpfoten, den er stets auf sich trug, und wusch später seine Hände.

In seiner Jugend war er ein Musterknabe, Primus, er fügte sich willig, seine Lehrer waren stolz auf ihn. Sorglos stieg er von Stufe zu Stufe. In der Berufswahl spielte aber sein Oheim, Landwirt, die erste Rolle. Er schrieb zu wiederholten Malen: dem Niggi fehlt die nötige Energie und Ausdauer, um vorwärts zu kommen, verschafft ihm eine ruhige Amtsstelle! Und so wurde Niggi durch irgendeine Protektion auf das amtliche Geleise gehoben und rollt nun seit Jahren auf gleicher Strecke. In den ersten Jahren war er vom Gefühl durchdrungen, vorwärts zu kommen, er besuchte hie und da die Volksbibliothek und empfand stets eine innere Befriedigung, wenn ihm auf einem Wägelchen all die verlangte Literatur geräuschlos an seinen Tisch geführt wurde. Doch das tägliche Registrieren nagte wie ein Wurm am gesunden Holz. Er überwarf sich mit seinem Oheim, er konnte ihm nie verzeihen, ihn, mit der verlockenden Begründung, «zeitlebens versorgt zu sein», auf eine fremde Pflanze aufgefropft zu haben. Oft dachte Niggi an seine Schulzeit zurück, in der seine Persönlichkeit etwas galt, und mit einer gewissen Wehmut verfolgte er den Aufstieg minderwertiger Mitschüler, die durch Zuverlässigkeit und Gründlichkeit vorwärtskamen, oder durch irgendein Talent Be-

geisterung in ihrem Beruf und eine innere Genugtuung fanden. Er, Niggi, war keiner der Begnadigten, seine tägliche Arbeit war Registrieren, und die Liebe zum Beruf, die in der ersten Zeit wie ein kleines Flämmchen in seiner Seele loderte, war längst erloschen.

Statt sich mit höhern Gedanken zu befassen, suchte er Trost in Kleinigkeiten. Zum Glücke war er immer beschäftigt, amtlich, oder wenn es die Zeit erlaubte, mit seinen Liebhabereien.

Alle paar Stunden kontrollierte er den Thermometer, es war ein Maximum- und Minimumthermometer, und umständlich suchte er mit seiner Lupe nach den feinen Stäbchen, rechnete die gefundenen Celsiusgrade in solche nach Fahrenheit um und notierte diese mit genauer Zeitangabe in ein Heftchen. Dann ging er zum Barometer, klopfte dreimal, stellte den Nonius ein, schrieb den Luftdruck in Millimeter auf, worauf er einen Blick nach dem Wetterhäuschen, das an der Wand hing, warf, um zu sehen, ob das Fraueli mit dem Barometer übereinstimme, mit blauem Sonnenschirm heraustrete, oder sich mit rotem Schirme zurückziehe. In der Zeitung verfolgte er die meteorologischen Berichte und studierte auf dem kleinen Kärtchen alle Windrichtungen. Zur Kontrolle schaute er alle Augenblicke nach der Wetterfahne, die er von seinem Platz aus drüben auf dem Kirchturm sehen konnte. Blies Westwind, so ging er auf den Fußspitzen zu Papa Abraham und flüsterte ihm wohlwollend ins Ohr: Föhn! Gliederreissen! Spazierstock nicht vergessen!

Mit Regulieren seiner zwei Taschenuhren war er auch viel beschäftigt, noch mehr mit seinem Rechenschieber, mit seinem «Vademecum», das er gut zu handhaben verstand und das ihm gute Dienste leistete. Zum Danke liess er das weissleuchtende Instrument neben der Füllfeder stets etwas aus seiner obern Westentasche heraus schauen. Dadurch wollte er absolut nicht imponieren, es

war einfach eine seiner eingefleischten Gewohnheiten.

Bis gegen neun Uhr sprachen selten Leute vor, ein jeder ordnete seine Sachen und empfing diese und jene Anordnung von seinem Vorgesetzten.

Der Hauswart erschien und überbrachte Amtsblatt, Zeitungen und Briefe, auch Boten von andern Abteilungen kamen mit Rapporten oder hatten irgendein Anliegen. Es lag dann eine halbe Stunde tiefe Ruhe ernster Arbeit über dem Staatsgebäude, denn jeder Beamte hielt es für seine Pflicht, möglichst rasch auf dem Laufenden zu sein. Später griff man nach den politischen Zeitungen, durchlas das Lokale oder verfolgte mit Spannung ein angefangenes Feuilleton. Und während die einen in ihre Lektüre vertieft waren, benutzten andere die Stille zur Erledigung irgendeiner Privatangelegenheit.

Es schlägt 10 Uhr! Abraham legt seine Feder beiseite, tritt zum Kästchen, greift nach seiner Pfeife und stopft sie mit Holländer Kurzschnitt, dann verlässt er diskret gemächlichen Schrittes, einen gewissen Schlüssel mit sich nehmend, das Amtslokal. Draussen nimmt ihn ein ruhiger Ort auf, wo er, von allen Amtssorgen befreit, sein Pfeifchen anzünden und gemütlich rauchen kann. Mit Behagen verfolgt er die blauen Wölkchen, die sich in dem kleinen Raume zu Nebeln verdichten, in dem es ihm so recht wohlighumute wird. Das tägliche kleine Aussetzen um 10 Uhr verkürzte ihm auf angenehme Weise die zweite Hälfte des allzu langen Vormittags.

Es kommen nun die ersten mit ihren Anliegen. Sie treten ein und warten geduldig hinter der Holzbrüstung, die ihnen ein weiteres Vordringen verhindert. Luggi übernimmt die erste Begrüssung. Geschickt versteht sie mit dem Volk umzugehen, schickt die einen auf andere Bureaus, bittet gefälligst einen Augenblick Platz zu nehmen, verweist auf die Audienzzeit, $\frac{1}{2}11 - \frac{1}{2}12$ Uhr, festgesetzte Sprechstunde für den Herrn Vorsteher, lässt sich auch in kleine Ge-

sprache ein und nimmt liebevollen Anteil an allen drückenden Sorgen der kleinen Leute. Zwei, drei wünschen ihre Unterschrift beglaubigt zu haben. Jetzt tritt Abraham in Funktion! Mit Amtsschritt, oder für niedriges Volk mehr schlüpfend als gehend, bringt er Tintenfass und Feder zur Brüstung und sieht zu, wie der Betreffende seine Unterschrift selbstbewusst hinwirft oder schwerfällig, mühsam hinkritzelt. Dann nimmt er das Aktenstück, trägt es an sein Pult, liest Über- und Unterschrift und überfliegt den Inhalt, setzt sich und schreibt den üblichen Satz: Der Unterzeichnete bezeugt...

Für seine Unterschrift benutzt er stets zwei Federn, die obere auf dem Federgestellchen, die Röslifeder, benutzt er für seinen Namen, die zweite, die blaue Totenkopffeder, nur für den Schlenggen. Abraham war imstande, mit einem gewissen Schwung drei, vier Ovale um seinen Namen zu ziehen und am Schluss eine Reihe spiralförmiger Gebilde anzuhängen. Seine verschnörkelte Unterschrift, für ihn der Inbegriff amtlicher Beglaubigung, stellte wirklich ein kleines Kunstwerk dar, sogar von Kennern bewundert, das er einzig und allein nur mit der Rösli- und Totenkopffeder ganz tadellos und gediegen hervorzubringen vermochte. Nach vollbrachter Tat erhebt er das Schriftstück, und in schräger Stellung lässt er über sein Werk zwei Holzlöffel voll glänzend farbigen Schreibsand gleiten.

In früheren Zeiten, im Winter, als noch grosse weisse Kachelöfen die Schreibstuben angenehm erwärmten, schob er die Akten zum Trocknen in das « Ofenröhrli » und wartete, an den Ofen gelehnt, mit dem Publikum plaudernd, die nötige Zeit ab. Mit Schreibsand ging das Trocknen schneller, er fand kaum Zeit, wie üblich, als kleine Unterbrechung, vom Erker aus einige Blicke auf den belebten Stadtgarten zu werfen. Dann legt er das Aktenstück unter die Siegelpresse, erfasst den Querbalken und

treibt mit mächtigem Schwunge die Matrize hinunter.

Es folgt nun ein erhabener Moment! Abraham stützt sich gegen die Presse, verschränkt die Arme, nimmt Stellung irgendeines grossen Denkers an, und im Geiste sieht er, wie das Wappen des Staates neben seiner Unterschrift entsteht, schwach, stärker, bis tief eingepägt, unauslöschlich für alle Ewigkeit, sein Name Abraham Stöckli mit dem heraldischen Wappen des Staates vereint. Und er sieht, wie sein Name die gute Amtsstube verlässt und in alle Welt zieht, über Berg und Tal in alle Fernen.

Dann treibt er die Matrize wieder in die Höhe, kontrolliert die Prägung und überreicht die nun amtlich beglaubigte Unterschrift gegen Entrichtung der staatlichen Gebühr von einem Franken dem geduldig und andächtig Wartenden.

Trat dann nach einiger Zeit wieder Ruhe ein, wurde jeweils über die Akten gesprochen. So erfuhren sie aus erster Quelle, wo irgendwo eine Erbschaft zustande kam, ein wichtiger Verkauf vollzogen wurde, auch wurden sie über Vollmachten jedwelcher Art aufs genaueste unterrichtet. Sie wussten, wer sich in die gewagtesten Spekulationen einliess und wo noch ein guter Schnitt zu machen wäre. Abraham musste manchmal staunen, wie Söhne alter armer « Schlucker », die seinerzeit mit ihm auf der gleichen Schulbank sassen, wie grosse Herren mit Hunderttausenden frech und grossmaulig um sich warfen, als ob es sich um eine geringfügige Bagatelle handeln würde. Wenn irgendwo von einer neuen Strassenanlage die Rede war, oder ein neues Brückenprojekt aufgeworfen wurde, ganz egal wo, es wurde ein Konsortium gebildet, um sich die besten Punkte zu sichern. In solchen Zeiten kamen kleine Trupps, Spekulanten und Konsorten besondern Schlags. Zwei, drei leichtgläubige biedere Handwerker mit etwas erspartem Bargeld, ehrbare Bürger, begleitet von erblich belasteten, scham- und herzlosen Menschen, die ihre Beute gierig in ihren

Krallen hielten und mit teuflischen Blicken kaltblütig zusahen, wie ihre armen Opfer schweren Herzens ihre Unterschrift, wie auf ein Todesurteil, auf ihre unsaubern Abmachungen hinschrieben. Der Vorsteher nahm im stillen an solchen Manövern regen Anteil, stak er doch von früher her auch infolge einer missglückten Spekulation ziemlich tief in der Tinte. Nicht weniger Interesse zeigte Niggi, versuchte er doch trotz guter Anstellung sich zu verbessern, namentlich da er sich hie und da mit dem Gedanken befasste, einen eigenen friedlichen Ehestand zu gründen.

An schwülen Tagen, wenn das Registrieren zur wahren Pein und die Fliegen frech und aufdringlich wurden, dachte Niggi mit Vorliebe über seine Zukunft nach. Bis ins hohe Alter, wie Abraham Stöckli, dem Staate dienen, das würde er nicht tun. Mit dem ersten Tage der Pensionsberechtigung würde Niggi dem Staat « valet » sagen, sich am Zuger- oder Hallwilersee ein Heimeli suchen und still zurückgezogen leben, oder wer weiss, würde er noch heiraten. In seiner Jugend kannte er einige nette Mädchen, aber alle hatten sich verzogen. In den letzten Jahren verbrachte er seine Ferien mit seiner alten Mutter auf dem Lande, nicht in einem Gasthaus, sondern etwas abseits in einer kleinen, stillen Familienpension, wo er allabendlich im Kreis einer Schar alter Jungfern sirupsüsse Novellen aus aufliegenden alten Jahrgängen von Monatsheften vorlas. Da fühlte er sich Hahn im Korb. Er, Niggi, in der Mitte des kleinen Stübchens in einem alten, ausrangierten Fauteuil bequem installiert, und auf zwei abgeschabten Sofas eine Reihe alter Jungfern, alle die rührseligen Geschichten in sich aufnehmend und all ihr Empfinden durch mildes oder erregtes Stricknadelgeklapper kundgebend. In solchen Momenten machte Niggi seine Studien über die weibliche Seele, die ihm dann nachts allerlei Konflikte auslösten und ihn zum Entschluss führten, mit dem Heiraten abzuwarten. Also geduldig ab-

warten bis einige Wochen vor der Verabschiedung, um dann die volle Pension mit dem gesetzlichen Zuschuss für Verheiratete für seinen wohlverdienten Ruhestand vollauf geniessen zu können. Und Niggi sieht, wie seine zukünftige Ehehälfte die häuslichen Arbeiten verrichtet, mit dem Pinsel alle Ecken der Möbel vom Staube befreit und mit dem Poliertuch den Messinggriff an der Korridortür blank reibt. Und dann sieht er sich, wie er gemütlich spazieren geht, eine grosse lederne Aktenmappe unter dem Arm hält, und wie sein eleganter Spazierstock aus echtem Spanisch Rohr mit Elfenbeingriff prächtig zur Geltung kommt. Er, Niggi Huber, sieht « in figura » das bekannte imposante Bild eines sorglosen pensionierten Staatsbeamten.

Dann kamen wieder Zeiten, die seinen Junggesellenstand verherrlichten, Freiheit! Unabhängigkeit! Statt eine Ehefrau könnte eigentlich ebensogut für den Anfang eine ordentliche Haushälterin für ihn sorgen. Es soll ja genug wohlgesinnte Haushälterinnen geben, immer zuvorkommend, die ihn bei Unpässlichkeit gewiss gut pflegen, Kamillentee anbrühen, Senfpflaster auf die Waden legen oder bei Hexenschuss die Kreuzgegend mit Expeller einreiben würden. Auch mit einer Haushälterin liesse es sich als pensionierter Staatsbeamter « Kategorie ledig » gewiss noch ganz gut leben, wer weiss, vielleicht noch ruhiger! Und wieder kamen andere Zeiten, die sagten: Warum warten!? Niggi ist gesund, kräftig, in amtlicher Stellung, erst etwas über vierzig, in den besten Jahren, warum sollte Niggi nicht heiraten? Dann dachte er an Luggi.

Wenn Luggi in seine Nähe kam, wenn ihr Kleidchen ihn nur ein bisschen berührte, so spürte er ein Fluidum. Das Wort Fluidum hatte er einmal in einem Detektivroman gelesen, er konnte es nicht recht definieren, waren es ätherische Wellen, magnetische Influenz, er wusste es nicht, es war ein gewisses Etwas, das ihm zu Herzen ging, beklemmend, atemberaubend und doch wohl-

tuend. Er dachte oft an sie, im stillen duzte er sie. Er überlegte reiflich, ob er ernstliche Schritte vornehmen, ihr hie und da ein Blümelein auf ihr Pult legen oder sie ins Kino einladen soll. Ein gewagtes riskiertes Spiel, alles hing an einem Faden, der je nach Luggis Empfinden jäh zerreißen, mit andern Worten, das nette bestehende Verhältnis für immer zerstören könnte. Er erkannte ihre Überlegenheit, sie war geschickt und überall perfekt. Könnten sie zusammen eine harmonische Ehe bilden? Durch sie würde er viel gewinnen, das ist sicher, und sie müsste sich so gut wie andere Frauen in vielerlei fügen! Mit der Zeit hätten sie vielleicht Kinder, eins, zwei liebe Kinder, und ein heller Sonnenschein würde ihr Leben begleiten. In solche Gedanken vertieft, schaute er oft zu ihr hinüber, wie sie dort fleissig an ihrer Arbeit sass und nichts merkte, wie eine dürstende Seele in die ihrige einzudringen versuchte.

Niggis Geburtstag rückte näher. Er hoffte eine kleine Überraschung, wie man sich solche an Geburtstagen gegenseitig überreichte, von Luggi ein liebevolles Entgegenkommen, einen kleinen zarten Wink ihrer Zuneigung zu empfangen. Und wirklich erschien Luggi am 2. Juni fröhlich wie noch nie, in Hellblau gekleidet, und überreichte ihm ironisch lächelnd ein schweres Paket in rosa Seidenpapier eingehüllt. So, werter Kollege, sagte sie, überbringe ich Ihnen zu Ihrem Ehrentag einen beseelten Gruss, der Sie in sonnigen und trüben Tagen begleiten und erfreuen möge! Niggi dankte schmunzelnd mit einer kleinen Verbeugung, und Luggi verfolgte mit spöttischen Blicken, begleitet mit schwacher Beklemmung, alle seine Bewegungen. Und als Niggi, umgeben von allen, die letzte Hülle entfernte und in einem Konfitürenglas einen lustigen grasgrünen Laubfrosch auf einem Leiterchen erblickte, erblasste er, und ergriffen suchte er Luggis Hand und dankte ihr kaum hörbar für ihre Aufmerksamkeit. Dann trat eine peinliche Stille ein. Später

setzte er den Laubfrosch, den neuen kleinen Wetterpropheten, auf seine Handfläche, und alle vier betrachteten in Gedanken vertieft das ängstliche Klopfen des kalten Laubfroschherzchens.

In Niggis Junggesellenstübchen gedieh der Laubfrosch leidlich, er litt in den ersten Tagen unter dem Herzeleid seines Herrn. Doch als ein warmer Sonnenstrahl, der langsam über die alten Möbel strich, endlich seine Behausung erreichte, stieg er aufwärts, und auf der obersten Sprosse sitzend schnappte er gierig nach den fetten Staatsfliegen, die ihm sein Wohltäter alltäglich aus den Amtsstuben brachte.

Der klassische Moment für Viktor Désiré war die Audienzzeit von 10½–11½ Uhr. Schon fünf Minuten vorher machte er eine Runde zu seinen Untergebenen, um zu sehen, ob alle grossen Folianten aufgeschlagen und der würdige Ernst vorhanden sei. Dann begab er sich ins anstossende Privatkontor und wartete in wichtiger Pose, in seinem Klubsessel zurückgelehnt, auf die Rat- und Auskunftsuchenden, die ihm Luggi der Reihenfolge nach zuführen würde.

Anliegen technischer Natur wurden rasch erledigt, standen ihm doch alle Gesetzesparagrafen, schwarz auf weiss, zur Verfügung, an denen nicht zu rütteln war. Heikler waren schon Fragen, hinter denen politische oder juristische Spitzfindigkeiten lauerten und ihn eventuell bloßstellen könnten. Besonders lästig waren ihm Biertischfreunde, die ihm vor Jahren in seliger Stimmung «Schmollis» angetragen hatten und nun breitspurig von der Freundschaft profitierten, ihn in jedem Satz vier-, fünfmal mit «He, du» oder «Du, Moser» anredeten, ihm auf die Schultern klopfen, intim wurden, und dann schliesslich mit ihren Begehren herausrückten, einen kleinen Check zur Unterschrift vorwiesen oder um Bürgschaft anfragten. Andere kamen, um irgendeinen entfernten Verwandten zu empfehlen, wenn vielleicht gelegentlich eine Stelle frei würde. «Der alte Kanzlist könnte schliesslich auch einmal abgeben, um

andern Platz zu machen!» sagten sie. Kamen aber weibliche Wesen, dann erhob sich Désiré und fragte überaus freundlich nach ihrem Begehr. Konnte er ihren Wünschen entsprechen, so sagte er wiederholt «selbstverständlich», «mit Vergnügen», «ganz zu Ihrer Disposition». War er verpflichtet, sich abweisend auszusprechen, so tat er dies in gewählten Phrasen: Die Angelegenheit falle leider nicht in seine Kompetenz, es sei technisch absolut unmöglich, oder er wolle bestrebt sein, in dieser delikaten Sache Klarheit zu schaffen!

Dass unter diesen weiblichen Wesen sich auch rüstige, wiederaufblühende Witwen befanden, die ihre zielbewussten Absichten durch amtliche Fragen zu verdecken suchten, ist selbstverständlich, in solchen Fällen hielt Désiré zurück, er unterdrückte seine nervösen Bewegungen, aber manchmal konnte er nicht widerstehen, er stand auf, um seine Prachtsfigur zur vollen Geltung kommen zu lassen, gab aber zugleich der Unterredung eine solche Wendung, die seiner Stellung und Amtswürde vollauf entsprach.

Diese Audienzstunden waren für Désiré, wie für den Schulmeister die Examen, jedesmal war er froh, wenn alles glücklich abgelaufen und er am Wandbrunnen seine Hände gut abseifen konnte.

Es folgten ernste, traurige Zeiten. Senior Abraham Stöckli litt an heftigem Husten, und nur mühsam und mit grosser Atemnot stieg er hinauf zu seinem ihm so lieb gewordenen Plätzchen am Erker. Ohne es zu merken, schwand seine Arbeitsfreude, und ohne Widerwillen liess er sich da und dort durch seinen Vorsteher, durch Huber oder Luggi unterstützen. Luggi ging oft in seine Nähe, lauschte aufmerksam auf alle seine guten Worte und versuchte, ihn durch ihr frisches Wesen zu erheitern.

Oft war er wie geistesabwesend, er hörte dann das Turmglöcklein läuten, wie es zu den Ratsversammlungen rief, und er sah, wie aus allen Gassen die

Ratsherren zuströmten. In frühern Jahren kannte er sie alle mit Namen, alle waren ansässige Bürger, die für das Wohl ihrer so lieben Vaterstadt, in der sie ihre ganze Jugend verlebt hatten, sorgten. Wehmütig bewegte er sein ergrautes Haupt, als wollte er sagen: Verschwunden ist all die gute alte Zeit! Ein Zucken ging durch seinen schwachen Körper, er dachte an das jetzige Getue, Geschimpfe, an all die Unzufriedenheit und an all den widerwärtigen Parteigeist mit all seinen Auswüchsen. Partei, immer Partei! Partei ohne Heimat, Partei ohne Vaterland, Partei ohne Vaterstadt, ohne Familie, ohne Liebe, ohne gegenseitiges Verstehen und ohne wahre Freundschaft! Er sah noch ein kleines Häufchen, tapfere Nachkommen alter Geschlechter, die unverdrossen und mutig für das Wohl ihrer so lieben Vaterstadt kämpften. Er hätte das kleine Fensterchen im Erker aufreissen und ihnen zurufen wollen: Liebe, liebe Bürger, haltet zusammen! Haltet zusammen!

Und aus seinen Träumen erwachend, sah er sich mit grossen Augen um, er sah die drei über ihre Arbeit gebeugt, den Vorsteher Moser, Niggi Huber und Luggi.

Abraham fühlte sich schwach, er ging zum Vorsteher und bat um Entschuldigung, dass er heute eine halbe Stunde früher aussetzen müsse. Alle erhoben sich, wünschten ihm gute Besserung und drückten ihm, dem guten Senior, die Hand. Dann ging er nach Hause, legte sich zu Bett und schlief ein, ohne wieder zu erwachen.

In seinem Nachruf stand: Gestern verschied ein edel denkender Mann, Abraham Stöckli, achtundvierzig Jahre lang treuer Diener des Staates, ein Mann aus der alten guten Zeit.

Nach einigen Tagen sollte Abrahams Stelle besetzt werden. Luggi räumte das Kästchen aus, sie bürstete den alten Bureaurock, in dem sich der Senior seit Jahren behaglich fühlte, faltete ihn zu-

sammen, griff nach den Stulpen, Stiefelzieher, Hausschuhen, Tabak, Pfeife und nach der halbleeren Flasche Bitter. In der Ecke lag noch ein kleines Päckchen, es enthielt die Pulswärmer, die sie ihm zu seinem letzten Geburtstag gestrickt hatte. Alles packte sie zusammen und legte obenauf seine Rösli- und Toten-

kopffeder, zwei bescheidene Freundinnen, die er liebte. Luggi verschnürte das Paket, das so viele Erinnerungen in sich fasste, und trug es hinaus, wehmütig vom Vorsteher und Niggi verfolgt, um es nach der Vorstadt bringen zu lassen, wo Abraham und seine Vorfahren einst wohnten.

FREMDES LEBEN

Von Eugen Gürster

Wir ahnen nur als Kinder, wer wir sind,
Wenn Träume uns den eignen Weg enthüllen,
Doch wenn die Jahre sich mit Wirklichkeiten füllen,
Sind wir für unsre Träume taub und blind.

Dann fehlt zur Kindersehnsucht bald der Mut,
Auf fremde Wege lockt uns kluger Rat;
Wir sprechen nicht die Worte, die wir sprechen wollten,
Verstricken uns in Bande, die wir brechen sollten,
Wir spielen unsre falschen Rollen gut:
Und traurig sieht der Traum die trübe Tat.

Wir leiden heuchlerisch an fremder Not,
Versäumen Glück und Hoffnung ohne Reue,
Untreu uns selbst, erfüllen wir mit Treue,
Was sich auf allen Gassen anpreist als Gebot:
Und sterben einsam unsern eignen Tod.